

Sie konnte sich nicht wehren

Dörte Thümmler war zu talentiert, als dass der DDR-Sport sie aus seinen Fängen gelassen hätte. Sie wollte mit dem Turnen aufhören, aber ihre Eltern unterstützten sie nicht. Ihr Rücken nahm schweren Schaden.

Erst heute kann sie von ihrer Ohnmacht erzählen. *Von Sandra Schmidt*

Das kann einfach nicht sein, nach all dem, was wir geleistet haben. Ich hatte damals kein selbstbestimmtes Leben im Sport, und jetzt bin ich auch extrem weit davon entfernt, und ich möchte einfach nur mal irgendwann sagen können: Ja, das ist mir alles passiert, aber jetzt habe ich eine Möglichkeit, irgendwie halbwegs vernünftig zu leben, und das ist nicht und das kann nicht sein.“

Dörte Thümmler ist engagiert, ohne sich dabei zu ereifern oder aufzuregen. Die 46-Jährige hat sich entschieden, ihre Geschichte zu erzählen. Es ist die Geschichte einer ehemaligen Hochleistungssportlerin, die vor knapp 30 Jahren aufhörte, eine Hochleistungssportlerin zu sein und gleichwohl jeden Tag an diese Zeit erinnert wird. Sie hat, zumindest auf dem Papier, die klassische Erfolgskarriere einer DDR-Turnerin vorzuweisen: Mit vierzehn dreifache Spartakiade-Siegerin, nationale Meisterschaften, 1987 der Titel am Stufenbarren bei der Weltmeisterschaft und 1988 die Olympischen Spiele in Seoul, wo sie mit dem Team Bronze gewann. Kurz darauf das Ende der Karriere, auch weil der Rücken der damals nicht mal volljährigen Athletin bereits deutlich Schaden genommen hatte. Von Dörte Thümmler hörte man danach in den Medien nie wieder etwas, und das, bis im vergangenen Herbst Pauline Schäfer bei der Weltmeisterschaft Gold am Schwebebalken gewann. Da informierten die Statistiker, dass es der erste Titel einer deutschen Turnerin seit dreißig Jahren war, seit Thümmlers Gold 1987 in Rotterdam. Thümmler erinnert sich, dass eigentlich eine Teamkollegin für diese Goldmedaille vorgesehen gewesen war, die dann aber bei ihrer Pflichtübung gepatzt hatte. Da kam sie gerade recht. Und sie erinnert sich an die Reaktion des Heimtrainers, der bei ihrer Rückkehr, anstatt zum Titel zu gratulieren, nur vorwurfsvoll gefragt habe, warum sie bei ihrem Jurtschenko-Sprung eine Längsachsendrehung weggelassen habe. Diesen Sprung haben übrigens auch im Jahr 2018 die meisten deutschen Topturnerinnen im Programm. Dörte Thümmler präsentierte an allen Geräten Höchstschwierigkeiten.

„Ich wollt' eigentlich immer Eiskunstlaufen machen, aber weil sie geturnt hat, wollte sie, dass ich turne. Ich kann mich erinnern, als sie mich irgendwann mit vier auf die Schlittschuhe gestellt hat, da bin ich losgelaufen, das fand ich total toll, das hätt' ich gern gemacht! Aber das kam ja für mich nicht in Frage; also für mich war das Turnen immer ein Muss.“

Dörte Thümmler lacht herzlich, als sie sich an ihre Freude beim Eislaufen erinnert. Ihre Mutter Karin hatte es als Turnerin nicht zu großen Erfolgen gebracht und war später im nationalen Turnverband der DDR angestellt. Tochter Dörte schickte sie mit vier Jahren in einen Berliner Sportkindergarten, von dem aus es nachmittags in die Halle vom SV Dynamo Berlin in Hohenschönhausen ging. Mit acht Jahren erfolgten der Wechsel auf die Kinder- und Jugendsportschule und der Umzug ins Internat. Die folgenden zehn Jahre verliefen immer gleich: Trainingseinheiten von Montag früh bis Samstagmittag um 13 Uhr, dann wurde sie abgeholt, verbrachte einen Tag zu Hause und wurde am Sonntagabend wieder zurück ins Internat gebracht. Sie habe ihrer Mutter damals gesagt, dass sie das nicht wolle. Ein einziges Mal, zwischen der ersten und der zweiten Klasse, kann sie sich an Sommerferien erinnern, in den anderen Jahren war auch in diesen Wochen immer Training. Zum ersten internationalen Wettkampf fuhr sie als Zehnjährige, mit dem Zug von Berlin ins damalige Leningrad. Dörte Thümmler erzählt, dass sie und ihre Teamkameradinnen auf der Rückfahrt verdrächtigt wurden, Silberlöffel vom Teeservice geklaut zu haben, die Trainer suchten in ihrem Gepäck danach. Als Elfjährige habe sie sehr klar gesagt, sie wolle aufhören. Es folgten Einzelgespräche mit verschiedenen Trainern, Physiotherapeuten und Funktionären und dann eine Sitzung im Besprechungsraum in Hohenschönhausen, bei der alle vor ihr saßen und sagten: „Hör nicht auf!“ Man hat sie nicht gelassen, sie konnte sich nicht wehren. Ihre Eltern haben sie nicht unterstützt.

„Ich weiß nicht, ob man sich das vorstellen kann, aber ich hatte niemals den Anspruch, ich möchte Erster sein. Ich bin nicht der Typ dafür, ich möchte Dinge schaffen, ja, aber ich möchte sie dann für mich schaffen, da geht es niemals darum, Erster zu sein bei irgendwas. Deswegen war mir das eben auch total wurscht, ich war nur froh, wenn ich nicht so viel Schimpfe gekriegt habe. Das war das Einzige, damit ich keine Mecker kriege von denen, damit ich in Ruhe gelassen werde, das muss man ganz klar so sagen. Ja, klingt blöd, ist aber so, ich war wahrscheinlich leider zu talentiert dafür, weil es war nichts, was ich wollte.“

Dörte Thümmler lacht wieder, dieses Mal ein ernsthaftes Lachen, als sie bestätigt, dass ihr der Ausgang von Wettkämpfen im Grunde komplett egal war. Als der Mannschaftsleiter von Dynamo ihr im Beisein der Mutter verkündet, dass ein interner Trainerwechsel ansteht, fängt sie an zu weinen. Ihrer Mutter ist das peinlich. Sie habe zu diesem Zeitpunkt schon zu vieles gesehen und gehört gehabt in der Halle, wo ihr neuer Trainer seit Generationen jene Sportlerinnen betreute, die durch zahlreiche olympische Medaillen das DDR-Frauenturnen international nach vorn gebracht hatten. Mit dem Wechsel zum Meistertrainer beginnt für Dörte Thümmler eine schreckliche Zeit, aus der sie vor allem Erinnerungen an Demütigungen und Verletzungen,

an Druck und Jähzorn hat. Die Konkurrenz unter den Dynamo-Trainern war auch für sie als junge Turnerin spürbar: Auch die Trainer standen unter enormem Erfolgsdruck, jeder Einzelne war nichts weiter als ein Rädchen in einer riesigen Maschinerie. Ein Verbandstrainer habe mal vor den Turnerinnen gestanden und gesagt: „Ihr zerstört mir meine Zukunft!“ Der Meistertrainer hatte freie Hand, wenn er laut wurde, schrie und ausrastete, dann hätten alle in der Halle hingeguckt, die anderen Trainer, die Ärzte, die Physiotherapeuten, die Choreographen und die Funktionäre, aber nie hätte einer was gesagt. Dörte Thümmler erinnert sich an eine Szene im Trainingslager in Kienbaum, bei der sie auf dem Balken stehend irgendwann gesagt habe, sie mache jetzt nicht weiter, woraufhin der Trainer ihr die Füße so weggehauen habe, dass sie der Länge nach auf das Gerät gefallen sei. In ihrer persönlichen Rückschau hat dieser Mann, dessen Turnerinnen so viele Titel gewonnen haben, nichts gut gemacht. Kontakt zu ihm hat sie in den vergangenen dreißig Jahren nie wieder gesucht. Sie stellt sich vor, dass er ihre Erinnerung dementieren und sie der Lüge bezichtigen würde, und das wäre für sie eine abermalige Demütigung.

„Hinweise zu den AR-Kontrollen der DDR-Olympiamannschaft: ... Im Falle des VA Turnen, Dr. Oberender muss diesem bescheinigt werden, daß er sich im Verband offenbar nicht durchsetzen kann. Dr. O. brachte es nicht fertig, die Sportlerin des SC Dynamo Berlin zu überzeugen, Flüssigkeit zu sich zu nehmen, damit die AR-Kontrolle pünktlich realisiert werden konnte. Die Sportlerin Thümmler wehrte sich strikt dagegen, sodaß erst nach 1 1/2 Stunden Wartezeit der Transport nach Kreischa erfolgen konnte.“ (Anlage zum Trefferbericht IMS „Gloria“, 12.09.1988)

An den genannten Arzt hat Dörte Thümmler Erinnerungen, schlechte. Er habe alles getan, was die Trainer wollten, damit sie funktionierten, es sei ihm niemals darum gegangen, dass es den Mädchen gutgehe. Sie habe immer versucht, sich zu wehren, und sei immer gebrochen worden. Jetzt freut sie sich, dass einer ihrer unzähligen Versuche, sich gegen das System zu wehren, die sie für sich rückblickend alle als vergebliche Versuche verbucht hat, zumindest in dieser Form eine Folge hatte. „Schade, dass ich mich daran nicht mehr erinnere, ich würde mich gerne daran erinnern, dass ich ihm so einen Stress gemacht habe, das finde ich gut, gut zu wissen.“

Erinnerungen hat sie an sogenannte Eiweißpralinen und Kaugummis, an Dynvital und noch ein anderes Tütchen, jene Mittel eben, die Ausreisekontrollen wie die oben beschriebene vor internationalen Wettkämpfen notwendig machten, um keine positiven Doping-Proben zu verursachen. Bei den Kaugummis hätten die Turnerinnen damals immer gedacht, man wolle ihnen eine Freude machen, denn normalerweise gab es beim Essen keinen Spielraum, es wurde komplett überwacht. Dörte Thümmler erinnert sich auch, dass die Turnerinnen ständig Laktat, Blut oder Urin abgeben mussten, ohne dass sie krank gewesen wären. Die Sportmedizin vom SV Dynamo Berlin befand sich auf dem gleichen Gelände wie die Trainingshallen, und die Turnerinnen waren oft dort. Deren Ärztlicher Direktor war bis 1986 Dr. Manfred Thümmler, Dörtes Stiefvater, dessen Nachnamen sie als Achtjährige bekommen hatte. Vertrauen habe sie zu ihm nicht gehabt und immer ein ungutes Gefühl. Manfred Thümmler wurde 1974 eines von sechs Mitgliedern der „Arbeitsgruppe unterstützende Mittel“. Im Berliner Doping-Prozess wurde er 1999 wegen Beihilfe zur Körperverletzung angeklagt, das Verfahren aber eingestellt. Dörte Thümmler und ihre Kameradinnen wurden bald nach der Wende ins Polizeipräsidium geladen und zum Thema Doping befragt. Heute ist sie anerkanntes Doping-Opfer, wie die halbe DDR-Mannschaft von Seoul.

„Auf den Sport kann ich schwer stolz sein. Stolz ist was, was ich ganz schwer empfinden

kann, weil sie das auch nie zugelassen haben, damit wir gar nicht auf die Idee kommen, wir würden uns auf irgendwas ausruhen wollen. Also auf irgendeine Leistung stolz zu sein, das wurde uns komplett genommen, und das lerne ich gerade erst jetzt noch.“

Ihre Selbstanalysen sind offen und ungeschützt, ohne einen Hauch von Selbstmitleid. Sagt man ihr, dass sie eine sehr elegante, technisch hervorragende und präzise Turnerin war, lächelt sie nur milde. Nach den Olympischen Spielen 1988 verbrachte Dörte Thümmler wegen ihres Rückens Monate in der sportmedizinischen Abteilung in Hohenschönhausen, ein Zurück in die Halle gab es nicht. Der geschädigte Rücken war es auch, der eine Ausbildung zur Choreographin verhinderte, dabei war die tägliche Ballettstunde das Einzige, was zumindest tendenziell positive Eindrücke hinterlassen hatte. Sie macht stattdessen eine Ausbildung zur Restaurantfachfrau, 1995 wird ihr erster Sohn geboren. Bald darauf erleidet sie einen ersten Nervenzusammenbruch und hat vor allem Angst um die Entwicklung ihres Kindes. Über die Jahre habe sie begriffen, dass sie immer über ihre eigenen Grenzen gegangen sei, immer so lange alles gegeben habe, bis sie umgefallen sei, weil sie es aus dem Sport nur so gekannt habe. Ein einziges Mal noch habe sie mit einer Freundin einen Turnwettkampf versucht anzuschauen, es aber nicht ertragen. 2008 wird sie zum zweiten Mal Mutter, und über das Eltern-Kind-Turnen findet Dörte Thümmler zurück in eine Halle. Sie macht einen Übungsleiterschein und beginnt dann doch noch, mit Kindern zu tanzen und Choreographien einzuüben. Der extreme hohe Anspruch, den sie dabei an sich selbst stellt, wird ihr wieder zum Verhängnis. Seit acht Jahren ist Dörte Thümmler voll in Rente, sie kann nicht mehr arbeiten. Am stärksten beeinträchtigt sie das Chronische Erschöpfungssyndrom, das ihr Fachärzte der Berliner Charité diagnostizierten. Sie verfügt nur über 30 Prozent der Kraft, die Menschen durchschnittlich in ihrem Alter haben, und wenn sie mit der nicht ganz penibel haushaltet, folgen Tage und Wochen mit Schmerzen im ganzen Körper. Es gebe Dinge, die ihr helfen würden, sagt Dörte Thümmler, aber die sind in keinem Renten- oder Sozialgesetz vorgesehen. Sie kann sie sich nicht leisten.

„Dranzubleiben, bis man seine Sachen erreicht hat, und nicht aufzugeben, egal wie schwer manche Jahre sind, und die letzten waren echt am Stück sehr schwer, bestimmt vier Jahre am Stück sehr hart. Trotzdem eben nicht aufzugeben, das ist sicherlich so ein bisschen etwas, was auch vom Sport kommt, weil man das natürlich gelernt hat, dranzubleiben, zu kämpfen.“

Dieser einen Erfahrung aus dem Sport kann Dörte Thümmler heute noch einen Sinn geben. In diesem April hat sie zum ersten Mal über ihre Geschichte gesprochen, bei einer Presskonferenz der Doping-Opfer-Hilfe in Berlin, gemeinsam mit anderen geschädigten Turnerinnen. Leicht ist ihr das nicht gefallen, aber sie weiß, warum sie es tut, jetzt, da sie sich endlich zum ersten Mal stabil genug dazu fühlt. Sie hat ihre ganze Kindheit und Jugend gegeben und sie hat selber nichts davon gehabt, nichts außer lädierten Knochen und Krankheiten. Das System des DDR-Hochleistungssports hat für sie entschieden, als sie ein Kind war. Dörte Thümmler sagt, es könne nicht sein, dass man sie und die anderen Betroffenen einfach überhöre oder mit dem Satz, das habe man natürlich nicht gewollt, abtue. Seit einer Weile tauscht sie sich regelmäßig mit einer Gruppe von ehemaligen Sportgymnastinnen aus, deren Geschichten teilweise ähnlich verlaufen sind. Das tut gut, sie fühlt sich nicht so allein. Jetzt geht es um konkrete Hilfe, eine monatliche Rente, und es geht nicht zuletzt um die Kinder der Doping-Opfer. Nach aktuellen Untersuchungen gibt es eine auffällige Häufung von geschädigt zur Welt gekommenen Kindern von DDR-Gedopten. Dörte Thümmlers Kinder sind gesund zur Welt gekommen, ihre Jungs seien toll und gut drauf, sagt sie, und darauf ist sie stolz. Sie findet, eine Unterstützung für sie und die anderen Geschädigten hätte etwas mit Gerechtigkeit zu tun. Und sie will dranbleiben.



Foto: Picture Alliance, Bearbeitung Axel Busch